

FRIEDRICH KÜMMEL

Platon und Hegel

zur ontologischen Begründung
des Zirkels in der Erkenntnis

ERSTER TEIL

DIE PLATONISCHE DIHAIREISIS UND IHRE ONTOLOGISCHEN VORAUSSETZUNGEN

Zweites Kapitel: Die Dialektik als Teilung und Verknüpfung der Begriffe	74
1. Die beiden Formen einer Dialektik des »Einen und Vielen«.....	74
2. Das dialektische Verhältnis als Prozeß der Vermittlung und vielheitlich seiende Bestimmtheit.....	77
3. Die Artikulation des Sprachlauts als Beispiel für die platonische Dialektik . . .	79
4. Die Teilung und Einschränkung des Begriffs als Bedingung seiner objektiven Bestimmbarkeit.....	84
5. Die Verwandlung des Seinsbegriffs durch die Frage nach der Möglichkeit seiner Erkenntnis.....	95
6. Die Dialektik als Kunst, zwischen einem Zuviel und Zuwenig die angemessene Teilung zu finden.....	98

Die Seiten sind textidentisch mit dem Erstdruck beim Max Niemeyer Verlag

Tübingen 1968.

DIE DIALEKTIK ALS TEILUNG UND VERKNÜPFUNG
DER BEGRIFFE

1. Die beiden Formen einer Dialektik des »Einen und Vielen«

Solange der nicht mehr tautologisch gefaßte Satz der Identität: »Eines ist Vieles« nur für die Konkretion der vielen Dinge gilt und jede ideelle Bestimmtheit an ihnen ihren eigenen unbezüglichen Begriff erhält, gibt es für ihren Zusammenhang in sich selbst kein Analogon in den Ideen. Die Einheit des komplexen Gegenstandes als solchen läßt sich weder begrifflich fassen noch als wahrhaft seiend aussprechen, weil sie nicht selbst wieder eine Einzelbestimmung darstellt. Das Ding ist etwas oder vieles, aber daß es gerade als Einheit mancherlei Bestimmungen an sich hat, kann in seine Wesensbestimmung noch nicht eingehen. Die eleatische Dialektik des »Einen und Vielen« muß das Ding und seine Eigenschaften trennen und negativ ausgehen, solange die Ideen bzw. die einzelnen Bestimmungen in ihrer unbezüglichen Singularität festgehalten werden. In der Alternative des Einen und Vielen kommt dann aber für beide Seiten »gar vielerlei Lächerliches und ihm selbst Widersprechendes« (Parmenides 128 d) heraus. Jede Begriffsbildung wird unmöglich, solange die an und für sich bestehenden Wesenheiten nicht selbst in einen Zusammenhang gebracht und ihre Begriffe »verflochten« werden können.

Dazu genügt aber nicht schon die den immanenten Widerspruch neutralisierende Feststellung, daß etwas Eines und außerdem auch noch Vieles sei: die den Widerspruch in sich aufnehmende Einheit muß selbst zur Vielheit werden und diese umgekehrt in jene konstitutiv aufgenommen sein. Auf diese engere Beziehung und wirkliche Verbindung kommt alles an, denn ohne sie bliebe die Einheit nach wie vor aus aller Vielheit ablösbar und würde mit den aus ihr entlassenen Bestimmungen auch ihren eigenen positiven Begriff verlieren. Sie selbst (und nicht nur das Viele) wäre in ihrem Sein in Frage gestellt. Die Zuspitzung des Problems in der Thematisierung des Übergangs bzw. des Verhältnisses selbst hat nun aber ganz entscheidende Konsequenzen. Nur durch sie kann die »Schwierigkeit« (ἀνορία) des dialektischen Satzes des »Einen und Vielen« überwunden und dieser selbst zum Grund aller εὐνορία der Erkenntnis, zur Quelle alles »Wunderbaren« (aaO. 129 d) werden. »Wenn nun jemand unternimmt, dergleichen zugleich als Eins und Vieles zu erweisen, Steine, Holz und solcherlei: so wollen wir sagen,

er habe uns etwas als Vieles und Eins gezeigt, aber nicht, daß das Eins Vieles oder das Viele Eins ist, und er bringe also gar nichts Wunderbares vor, sondern was wir alle gern zugeben. Wenn aber jemand, wie ich eben sagte, zuvörderst die Begriffe selbst aussonderte, die Ähnlichkeit und Unähnlichkeit, die Vielheit und die Einheit, die Bewegung und die Ruhe und alle von dieser Art, und dann zeigt, daß diese auch unter sich miteinander vermischt und voneinander getrennt werden können, das . . . würde mir gewaltige Freude machen. Jenes nun glaube ich hier sehr wacker durchgeführt zu sehen; weit mehr aber, wie gesagt, würde es mich auf diese Art erfreuen, wenn jemand diese nämliche Schwierigkeit auch als in die Begriffe selbst auf vielfache Art verflochten, wie ihr an den sichtbaren Dingen sie durchgegangen seid, ebenso auch an dem, was mit dem Verstande aufgefaßt wird, aufzeigen könnte.« (aaO. 129d ff.)

Es gilt also, die Dialektik des Sinnlichen auch im Bereich der Ideen nachzuweisen, wo sie nicht mehr nur auflösend sein kann. Wenn also, um Platons Beispiel anzuführen, »an und für sich ein Begriff der Ähnlichkeit ist, und wiederum ein anderer diesem entgegengesetzter, welcher das Unähnliche ist, und . . . auch alles diese beiden entgegengesetzten Begriffe an sich nimmt und auch wirklich vermöge dieses Ansichhabens beider ähnlich und unähnlich mit sich ist: was ist doch daran Wunderbares? Denn wenn freilich jemand zeigte, die Ähnlichkeit selbst wäre unähnlich oder die Unähnlichkeit ähnlich, das wäre, denk ich, ein Wunder.« (aaO. 129 ab) Daß dieses »Wunder« Wirklichkeit ist und in der Bildung der Begriffe allenthalben geschieht, dies zu zeigen ist Platons Anliegen und die wesentliche Leistung, mit der er die Aporie der eleatischen und sophistischen Dialektik zu überwinden vermag.

Soll also gezeigt werden, »was Eins ist, das selbst sei Vieles, und wiederum, das Viele selbst sei Eins« (aaO. 129 bc), so enthält dieser Ansatz zur Lösung aller Schwierigkeiten zugleich ihre äußerste Verschärfung. Die Schwierigkeit entsteht nun genau dort, wo das kraft der Teilhabe äußerliche und in der ideellen Unbezüglichkeit des Einen und Vielen immer wieder aufgelöste Verhältnis ganz unproblematisch schien: im wirklichen Ineinander des Einen und Vielen. Wo vorher die Einzelbestimmung dominierte, wird nun das Seiende als Konkretion und Zusammenhang zum zentralen Thema. In der Frage nach der Möglichkeit des Verhältnisses selbst als solchen liegt alle Schwierigkeit und ebenso die Lösung beschlossen. Denkt man wirklich das Verhältnis selbst, dann kann das Eine nicht mehr nur äußerlich auf eine Vielheit bezogen werden, von der es im Grunde gar nicht berührt wird. Es muß sich vielmehr durch sich selbst auf sie beziehen und verändert dadurch seinen eigenen Charakter gänzlich. Denn nun hat es das Viele und mit ihm Verschiedenheit, ja Gegensatz und Widerspruch an sich selbst. Es soll gerade

darin gerettet werden und wirklich sein, worin es sich unter dem Aspekt der zuvor behaupteten unbezüglichen Selbständigkeit entglitten war.

Der hier auszumachende Unterschied kann einer rein formalen Betrachtung des Verhältnisses des Einen und Vielen gar nicht zugänglich sein. Die äußerliche Beziehung erscheint unproblematisch und wird aporetisch, während das alles komplizierende Ineinanderdenken der Bezogenen aus der »Ratlosigkeit« (Philebos 15 e) und »Verwirrung« (aaO. 16 a) herauszuführen imstande sein soll. Die neue Schwierigkeit entsteht erst durch das eigene Tun und wird darin bewältigt; zuvor schien sie im Ansatz gar nicht da zu sein und überfiel das Denken erst in seiner Konsequenz. Beidemal liegt das Problem jedoch in der Art und Wertung des Verhältnisses, das »aller Zweifel Ursache ist, wenn es nicht richtig bestimmt wird, aber auch wieder aller Sicherheit, wenn richtig«. (Philebos 15 c) Der Unterschied und entscheidende Fortschritt besteht darin, daß Platon das Verhältnis selbst und die Bezogenen aus ihm heraus denkt, während zunächst vom Einen und vom Vielen so geredet wird, als ob sie an sich selbst schon wären was sie sind und ihr Bezug aufeinander nachträglich hinzukäme, um ebenso unbedacht auch wieder zu verschwinden. Ist aber der Bezug doch mehr als dieses äußerliche Band, so liegt in seiner Verkennung schon die ganze negative Konsequenz. Man kann hier nicht beliebig denken, wenn der Irrtum im Ansatz sich in der Konsequenz entlarvt. Ist die Relativität des Seienden ihm wesentlich und nicht nur ein negativer Zug der sinnlichen Gegebenheit, so läßt sich diese Einsicht nicht mehr selbst relativieren, wenn es nicht zu einem schlechten Absolutismus des Relativen und zu seiner Selbstauflösung kommen soll. Was im Bezug ist und nur durch ihn sein kann, findet in ihm seine Verbindlichkeit: es kann ihn nicht negieren, ohne sich selbst mit aufzuheben. Das gilt nun auch für die Ideen, deren Relativität aufeinander für sie bestimmend wird. Solange Eines nicht das Andere ist und sie zu ihrer gegenseitigen Bestimmung nichts beitragen, muß jede über ein bloßes Nennen der singulären Gegebenheit hinausgehende positive Aussage sich selbst zurücknehmen und im Weder-noch alle Bestimmtheit überhaupt auflösen (vgl. die rein negativen Bestimmungen des Einen in der ersten dialektischen Durchführung in Platons Parmenides 136 c—142 a). Nur im Denken des Einen und Vielen aus ihrem wesentlichen Bezug aufeinander hat man die Möglichkeit, sie durcheinander positiv bestimmen zu können. Das Eine nimmt die Vielheit in sich auf und wird darin als Einheit-einer-Vielheit offenbar. Sie ist durch sich selbst im Bezug und auf ihn angewiesen. Es gibt dann aber kein wesentliches Verhältnis, das nicht zugleich ein äußeres wäre. Das Eine wird selbst Vieles, zugleich bleibt es darin Eines und ist insofern »auch« Vieles. In der wesentlichen Verschränkung bleiben beide auch in der Differenz. Das wesentliche und darin notwendig

äußerlich werdende Verhältnis setzt an ihnen selbst einen Unterschied, durch den jedes das andere in sich aufzunehmen vermag, ohne sich selbst dabei zu verlieren. Der innere, den Bezug setzende Selbstunterschied und das äußere, geschiedene Verhältnis gehören zusammen.

2. Das dialektische Verhältnis als Prozeß der Vermittlung und vielheitlich seiende Bestimmtheit

Während die einseitig festgehaltene Selbstbestimmung sich verfehlen mußte, ergibt sich nun die Möglichkeit, das Wesen aus dem Bezug zu bestimmen, in dem es sich zugleich von anderswoher bestimmen läßt und darin verliert und gewinnt. Selbstbestimmung und Bestimmwerden fallen hier zusammen. Fehlt diese Vermittlung, so hat das seiende Eine dem unbegrenzten Vielen nur scheinbar etwas voraus. Seine isoliert gesetzte Bestimmung erschließt sich nicht und läßt es in derselben Unbestimmtheit, die das in einem Blick umfaßte Viele von vornherein an sich hat. Bestimmt sein kann nach Platon überhaupt nur die dynamische Einheit bzw. die diskursiv durchlaufene und ins Ganze zurückgenommene Vielheit. Die Unbezüglichkeit beider darf dann nicht länger behauptet werden, soll nicht der Selbstwiderspruch und die in ihm geschehende Auflösung des Seins das letzte Ergebnis sein. Platon bezeichnet den hier nötigen Schritt sehr genau in der »Sage«, »aus Eins und Vielem sei alles, wovon jedesmal gesagt wird, daß es ist, und habe Bestimmung und Unbestimmtheit in sich verbunden«. (Philebos 16 c) Auf diese Verbindung des Gegensätzlichen kommt alles an, denn nur so kann »von dem ursprünglichen Eins« des selbständig seienden Wesens gesagt werden, »nicht nur, daß es Eins und Vieles und Unendliches ist, . . . sondern auch wie vieles« (aaO. 16 d). Indem das Eine in die Vielheit und darin ins Unbestimmte gesetzt wird, wird diese im ausdrücklichen Durchlaufen selbst bestimmbar und zugleich das Eine in seiner Bestimmtheit von ihm ausgelegt. »Aber durch keines von diesen beiden verstehen wir doch irgend etwas, weder weil wir das Unendliche desselben kennen, noch weil das Eine, sondern weil das Wievielerlei und Welcherlei« (aaO. 17 b). Das Unbestimmte ist (als das unbestimmte Viele) das Bestimmbare und (als die dynamische Einheit) das Bestimmende zugleich. Nur »eine bestimmte Menge«, die dazu sukzessiv durchlaufen werden muß, läßt sich überhaupt »begreifen« (aaO. 18 b). Einheit einer bestimmten Vielheit, hat sie in ihrem Werden das »Unendliche« beider an sich und zugleich aus der nunmehr bestimmten Mitte ausgeschlossen. Die Mitte muß also als eine bestimmte Vielheit vorliegen, aber sie kann darin nur aufgefaßt werden, indem sie ausdrücklich durchlaufen wird. Ohne

diesen Prozeß bliebe das Viele unbestimmt und seine Einheit ungreifbar. Denkt man aber die Mitte nur als dieses Durchlaufen, so ist in der Bewegung selbst noch keine bestimmte Mannigfaltigkeit gesetzt. Es ist also beides zugleich erfordert: eine die Vielheit im Nacheinander bestimmende Bewegung und die Möglichkeit, diese abschließen zu können und darin die definitive Einheit einer Vielheit erst zu erreichen. Einheit und Vielheit ist nur durch die Bewegung und durch deren möglichen Abschluß bestimmt. Das Vorliegen oder der Prozeß je für sich allein bleiben unbestimmt: sie müssen in der sich abschließenden Bewegung vereinigt und durcheinander bestimmt sein. Die in ihrem »Wievielerlei und Welcherlei« bestimmte und erschlossene Mitte ist grundsätzlich nur als sich abschließen könnende Selbstvermittlung denkbar. Sie ist nur gegeben, indem sie sich ausdrücklich durchläuft und konstituiert. Um aber eine Grenze und Bestimmtheit erreichen zu können, muß sie sich als geschehene Vermittlung auch vorgegeben sein. Der definierende Logos muß notwendig Bewegung zu sich sein (ein »Werden zum Sein«; Philebos 26 d), und er kann nicht nur Bewegung sein, wenn er sich bestimmen können soll. Das »Werden zum Sein« ist jenseits der Alternative eines grenzenlos-unbestimmten Vorgangs und eines toten Seins die sich schließende Bewegung, die eine seiende Gegebenheit als Bedingung ihrer Möglichkeit voraussetzt, indem sie sie bildet und erreicht. Nur indem das Werden im Sein ständig ankommt, kann es sich überhaupt wirklich vollziehen. Es ist selbst nur als dieses Ankommen im Sein. Das Sein ist durch das Werden, aber ebenso ist das Werden aus dem Sein erst möglich. Das Ende des Werdens im Sein begründet sein mögliches Beginnen. Die Bewegung und ihr erreichbarer Abschluß gehören untrennbar zusammen und bedingen einander. Nur eine sich abschließen könnende Bewegung ist überhaupt vollziehbar. An sich unbestimmt, ist die Grenze ihr selbst wesentlich. Damit ist nicht nur ihr schließliches Aufhören, vielmehr ihre Möglichkeit selbst gemeint, zu der beides gehört: die Unbestimmtheit ihres Noch-nicht-zu-Ende-seins und die Antizipation ihres wirklichen Ankommenkönnens. Sie faßt sich selbst im Ende und setzt mit der dadurch möglich gewordenen Präfiguration erst ihren Anfang.

Das »Werden zum Sein« ist dann aber endgültig und nicht mehr überholbar nach der einen oder anderen Seite hin. Sein ist überhaupt nur als dieses »Werden zum Sein« wirklich. Dies läßt sich bei Platon an der genannten Stelle belegen. Wahrhaft selbständig seiend kann nach ihm weder das Unbegrenzte (Viele) noch das die Grenze in sich habende Eine sein, sondern nur »das Dritte aus diesen beiden gemischte« (Philebos 25 b). Von diesem je als Einheit-einer-Vielheit existierenden und damit konkret seienden Wirklichen selbst gilt dann: »Unter dem Dritten aber . . . meinte ich, das gesamte Er-

Zeugnis dieser beiden als eines setzend, das Werden zum Sein aus den mit der Grenze bewirkten Maßen« (aaO. 26 d). Die gegebene Bestimmtheit eines Gegenstandes ist einer Dialektik nur dann unauflösbar, wenn sie diese Gegebenheit durch ihr eigenes Bestimmen hindurch und in ihm als seiend antrifft. Selbst bestimmen und als bestimmt vorfinden ist hier ein und dasselbe. Diese Verschränkung läßt sich aber nur als eine Mitte aussprechen, die vermittelnder Prozeß und seiende Bestimmtheit in einem ist. Die Extreme könnten demgegenüber nur als gesetzt oder als gegeben erscheinen, und beides schliesse sich aus. Sie haben nicht die Doppelheit der Mitte, die ja nur Ausdruck des bildend sich vorfindenden Verhältnisses als solchen ist.

3. Die Artikulation des Sprachlauts als Beispiel für die platonische Dialektik

Als Beispiel für das Ineinander von konstituierender Bewegung und seiender Bestimmung führt Platon im Zusammenhang der genannten Stellen die Sprache ein (vgl. Philebos 17 a ff., 18 b ff.). Er geht nicht von ihrer fertigen Gegebenheit aus, sondern von dem sich artikulierenden und darin erst zur Sprache werdenden Laut. In diesem Ansatz ist aller Fortschritt schon enthalten. Die Sprache wird in ihrer Bildung aufgefaßt und dadurch in ihrer objektiven Bestimmtheit erst begreifbar. Ohne eine deutliche Unterscheidung der Laute bliebe der Sprachton unbestimmt und unverständlich, ob er nun als »einer« oder als ein der Möglichkeit nach »unendlich mannigfaltiger« angesehen wird. »Der Laut ist uns doch wohl einer, der durch unsern Mund ausgeht, und unendlich mannigfaltig ist er auch wiederum bei allen und jedem.« (aaO. 17 b) Und nun folgt die uns schon bekannte entscheidende Wendung des Gedankens: »Aber durch keines von diesen beiden verstehen wir doch irgend etwas, weder weil wir das Unendliche desselben kennen, noch weil das Eine, sondern weil das Wievielerlei und Welcherlei, dies ist es, was jeden von uns zum Sprachkundigen macht.« (aaO.) Indem also in dem unendlichen Laut die verschiedenen Sprachlaute abgeteilt und zu Wörtern verbunden werden, wird er erst zur verstehbaren Sprache (vgl. aaO. 18 b ff.). In der Mannigfaltigkeit der deutlich abgesonderten Sprachlaute lassen sich Wörter bilden und mit ihnen die Einheit eines Sinnes aussprechen. Nur ein Artikuliertes kann in seiner zugleich fließenden und objektiven Bestimmtheit zum Sinnträger werden. Absondern der Laute und Verknüpfung zur Einheit der Rede ist ein und derselbe Prozeß.

Aber gerade hieran zeigt sich auch besonders deutlich, daß der Prozeß wechselseitiger Vermittlung im artikulierenden Ineinander von Sonderung

und Verknüpfung zur Einheit nur zürn Ziel der Verständigung führen kann, wenn ein bestimmtes Sprachmaterial dabei benützt wird. Ohne eine objektive Bestimmtheit der Sprache wäre kein Sprechen und Verstehen möglich. Eigene Produktion und Aufnahme einer gegebenen Sprache müssen notwendig ineinandergehen. Hinzu kommt ein zweites. Man hat die Sprache immer als Ganzes und kann sie gleichwohl nur im einzelnen sukzessiv aussprechen und aufnehmen. Eigene Erzeugung und vorgegebene Bestimmtheit gehen nur in dieser Diskursivität ineinander, die für die spezifische Leistung der Sprache konsumtiv ist. Es ist nötig, aus dem Ganzen und zugleich je bestimmt zu sprechen; die diskursive Artikulation gibt dem Unbestimmten und Un-sagbaren Anteil an der bestimmt gesprochenen Sprache selbst. Die einzelne Äußerung muß aus dem Ganzen des Sprachvermögens kommen und verstanden werden, wie dieses sich wiederum nur in jener aktualisieren und beweisen kann (vgl. aaO. 18 cd). Geht man von der materialen Gegebenheit der Sprache im Bestand ihrer Laute, Wörter und Formen aus, dann ist es offenkundig, daß sie nie im ganzen Umfang gegeben ist. Die in ihr liegenden Möglichkeiten des Ausdrucks sind unerschöpflich. Setzt man demgegenüber das Ganze der Sprache als Bedingung ihrer Auffassung in das je Gesprochene selbst, dann genügt auch das nicht für ein konkretes Verständnis der Sprache, die ja nicht nur als solche erkannt, sondern bestimmt aufgefaßt werden soll. Die doppelsinnige Gegebenheit der Sprache im ganzen als Bedingung alles Sprechens und Verstehens ist also nur dadurch gewährt, daß sie Sprechvorgang und Bestand in einem und d. h. stets im ganzen und zugleich nie im ganzen gegeben ist. Dies bedeutet, daß die Sprache notwendig Prozeß ist und ebenso notwendig nicht nur Prozeß sein kann. Sie hat ihren ganzen Umfang nur durch den Vollzug und durch ihn zugleich außer ihm. Als sich artikulierender und artikulierter, eine objektive Bestimmtheit hereinnehmender und außer sich setzender Vollzug hat die Sprache die eigentümliche Form der Bewegung, wie sie schon angedeutet wurde. Artikulierend schließt sie sich ständig ab und kann sich in ihrem Sinn dadurch erst öffnen. Nur indem die Sprache sich faßt und definitiv wird, kann sie als solche hervorgehen und sich aussprechen. Die Artikulation der Sprache faßt ihren »dialektischen« Vollzug und ihre objektive Bestimmtheit in einen einzigen Begriff und erweist beides als untrennbar. Daß Vollzug und bestimmte Gegebenheit hier wohl unterschieden bleiben und doch in der Spracheinheit unlösbar verbunden sind, ist für die Möglichkeit und den Charakter der Dialektik entscheidend wichtig, so wie Platon sie versteht. Die Wörter haben ihre Bedeutung und bekommen doch ihren bestimmten Sinn erst durch das Sprechen, das unerachtet seiner schöpferischen Leistung durch ein aufgenommenes Sprachmaterial erst möglich und verstehbar wird. Alles eigentliche Sprechen ist ur-

sprüngliche Produktion, die ihre Möglichkeiten gleichwohl nur in einer vorliegenden und erlernten Sprache finden und ergreifen kann. Man muß die Sprache als gegeben voraussetzen, um sie frei erzeugen zu können. Bildung ist in ihr Umbildung, wirkliche Neuschöpfung ist möglich und erscheint gleichwohl als Explikation. Das Bewußtsein artikuliert sich im Ineinander von Produktion und Aneignung.

Gesteht man hier die skeptischen Alternativen zu: die Sprache sei im Einzelnen nicht das Ganze, ein anderes sei ihre Bestimmtheit und die allem Sprechen anhaftende Unbestimmtheit, die Sprache erlernen und sie erzeugen müsse sich verteilen auf zwei Zustände, eines sei ihr Teilen, ein anderes das Verbinden usw., dann läßt sich nichts mehr begreifen. Anerkennung des positiv eingelösten Zirkels oder Skeptizismus ist hier die einzig mögliche Alternative. Es kommt alles auf die Einsicht an, daß es die eine, in ihrem produktiven Selbstunterschied sich artikulierende Sprachkraft ist, die zugleich in beiden Richtungen wirkt, das gegensätzlich Scheinende verbindet und Werden und Sein als die beiden Grundcharaktere des Seienden unlösbar verschränkt. Prozeß und objektiver Bestand, Präsenz im Ganzen und äußerste Vereinzelung, Unbestimmtheit und sich bestimmende Form, Produktion und Übernahme haben nicht verschiedene Prinzipien zu ihrem Grund, sondern wurzeln in der einen sprachbildenden Kraft. Daß dies für die Erkenntnis und analog für die Verfassung der Wirklichkeit ebenso gilt, ist wichtig zu betonen, weil nur so aus der platonischen Prinzipienlehre der Anschein eines Dualismus verbannt werden kann (wiewohl sich von hierher auch begreifen läßt, warum dieser Anschein zwangsläufig entstehen muß und unvermeidlich ist).

Das Modell der Sprache birgt eine Konzeption der Wirklichkeit und der Erkenntnis, die weitreichende Konsequenzen hat. Es scheiden sich hier zwei Formen der Dialektik, deren eine ein positives Resultat hat, während die andere zwangsläufig in Skepsis geraten muß. Die negative Dialektik verfehlt die Mitte, auf deren Bestimmung es gerade ankommt, wenn das Resultat positiv sein soll. »Die jetzigen Weisen unter den Menschen hingegen setzen ein Eins, wie sie es eben treffen, schneller oder langsamer, als es sich gehörte, nach dem Eins aber gleich Unendliches; das in der Mitte hingegen entgeht ihnen, wodurch doch eben zu unterscheiden ist, ob wir in unsern Reden dialektisch oder nur streitsüchtig miteinander verfahren.« (aaO. 17 a) Der »Streitsüchtige« geht vom Gegensatz des Einen und Vielen aus und verliert dadurch die seiende Bestimmtheit. Platon nimmt diesen Gegensatz in die Wirklichkeit selbst herein und verändert dadurch ihren Charakter. Die Mitte bzw. das Verhältnis ist nicht mehr nur durch den Gegensatz, sondern ebenso durch die Einheit bestimmt. Einheit und Verschiedenheit, Selbigkeit und Entgegensetzung sind zugleich aussprechbar und gehen in der Mitte als Pro-

zeß und seiende Bestimmtheit zusammen. Das wesentlich gedachte Verhältnis befreit vom ausschließenden Gegensatz, indem es ihn aufnimmt und durch sich relativiert. Das Viele ist dann nicht mehr ein schlechthin Nichtseiendes, und umgekehrt verfällt die selbst Vielheit und darin Bestimmtheit wie Unbestimmtheit annehmende Einheit nicht sogleich der Negativität. Indem das Eine selbst Vieles wird und dieses darin geeint ist, hat jede Seite den Gegensatz an sich selbst und muß nicht mehr der anderen widerstreiten. Die Intensivierung des Verhältnisses in seinem wirklichen Vollzug anerkennt also erst den Gegensatz in seiner konstitutiven Bedeutung und überwindet ihn zugleich.

Indem Platon das wesentliche Verhältnis denkt und in seiner Mitte den Grund des Wirklichen mit seiner Konkretion verbindet, kann er das äußerlich erscheinende Verhältnis im freien Zueinander und Nebeneinander der selbständig seienden Wesen erst erreichen und die Erkenntnismöglichkeit in ihm begründen. Durch die wesentliche Verschränkung läßt sich das äußerliche, frei gewordene Verhältnis überhaupt erst als solches fassen und in den Blick bringen. In ihm hat man den Grund der Bestimmtheit des Wissens, weil man hier »von dem ursprünglichen Eins nicht nur, daß es Eins und Vieles und Unendliches ist, sieht, sondern auch wie vieles . . .« (aaO. 16 d). Nur das zentral angesetzte und darin positiv bestimmbare Verhältnis kann und muß auch äußerlich werden, um den Bezogenen ihre ursprüngliche Selbständigkeit zu geben und im Verhältnis selbst zu wahren. Die Entgegensetzung motiviert das Verhältnis und bedingt den Vollzugscharakter der Mitte. Daß die ursprünglich seiende Einheit ihre Bestimmtheit verliert und dadurch erst eigentlich gewinnen kann, daß der im Verhältnis implizierte Gegensatz zugespitzt und zugleich in der Verschiedenheit wieder ausgeglichen wird, daß die Mitte als »Einheit von Gegensätzen« dialektisch gefaßt wird und wiederum als ein zwischen den Extremen liegender Bereich verträglicher und ganz undialektischer Bestimmungen erscheinen muß — diese heterogenen Bestimmungen als innerlich zusammengehörig und notwendig verbunden einzusehen ist entscheidend wichtig, um die Dialektik Platons verstehen und in ihrer erkenntnistheoretischen Bedeutung würdigen zu können.

Faßt man die notwendige Zusammengehörigkeit dieser Aspekte nicht auf, so wird alles widersprüchlich und fragwürdig. Während die dialektischen Übungen im »Parmenides« bis an die Grenze der Nachvollziehbarkeit reichen, müssen auf der anderen Seite die Dihairesen im »Sophistes« und »Politikos« als elementarste Schulbeispiele für logische Anfängerübungen erscheinen, und es wird vollends unbegreiflich, wie der beide erdenkende Geist in diesen die tiefere Einsicht ausgesprochen finden und das größere Können verwirklicht sehen konnte. Was soll die geforderte Zuspitzung, daß das Eine aus und

durch sich selbst Vieles und damit Gegensätzliches sein müsse, wenn dann doch im Vollzug der Dihairesis die Einheit einer Vielheit wieder ganz äußerlich als partielle »Gemeinschaft« erscheint, in der die seienden Dinge teils übereinkommen, teils auch auseinander liegen? Wozu die komplizierte dialektische Bestimmung der Mitte als »Übergang«, wenn diese dann doch wieder einen von aller Dialektik frei scheinenden Bereich objektiver Bestimmtheit darstellt, in dem das Verschiedene sich spannungslos ineinanderfügt und verträgt? Warum wird überhaupt eine dialektische Begriffsbildung durchgeführt, wenn bei der »Teilung« wieder nach ihrem Umfang scheinbar nur ganz äußerlich bestimmte Klassenbegriffe herauskommen? So zu fragen heißt im Blick auf die verschiedenen Dialoge allenthalben Recht bekommen und doch die zentrale Intention Platons gänzlich verfehlen. Die sophistische Dialektik des Einen und Vielen bzw. des Seins und Nichtseins setzt zu äußerlich an und endet im Widerspruch. Ihr gegenüber muß Platon den Widerspruch im Verhältnis zuspitzen (daß das Eine selbst Vieles wird und umgekehrt) und gelangt dadurch erst zu den relativen Bestimmungen des »Wievielerlei und Welcherlei«, die zwischen den in jener Dialektik herausgesetzten Extremen liegen und in ihrer Verträglichkeit ganz undialektisch erscheinen. In beiden Fällen geht eine Abschwächung mit einer Zuspitzung Hand in Hand. Wird dort das unbezüglich seiende Einzelwesen mit dem es auflösenden Widerspruch konfrontiert, so ist hier durch die Radikalisierung des Bezugs (und damit der Dialektik) erst die Möglichkeit einer Ausgleichung der extremen Gegensätzlichkeit erreicht. Dort ergibt sich eine undialektisch ansetzende und sich in ihrer Konsequenz selbst aufhebende Bewegung, hier ist diese schon im Ansatz durch und durch dialektisch gefaßt und erfüllt sich, indem sie sich einschränkt und positiv bestimmt. Die sophistische Dialektik zerstört alle Objektivität, die sie hier erst gibt. Scheint dort der Ausgangspunkt fest zu sein und ist das Ende »Verwirrung«, so kann hier das Aporetische selbst zum »Grund aller Sicherheit« werden. Dort führt das Selbst- und Anderssein zum Nichtsein, hier geht der »schönere Weg« (Philebos 16 b) vom Nichtsein zum Selbst-und-Anderssein-im-Bezug. Die Mitte und damit die »Gemeinschaft der Begriffe« (κοινωνία τῶν γενῶν) wird dort verfehlt, hier wird sie erst gewonnen und objektiv aussprechbar. Beidemale ist der dialektische Begriff im Verhältnis des Einen und Vielen angesetzt, und doch ergibt sich ein ganz verschiedenes Resultat, wenn einmal alle vorgegebene Bestimmtheit sich ins Unbestimmbare auflöst und demgegenüber hier das Unbestimmte als ein Sichbestimmendes selbst zum Grund und Medium der objektiven Bestimmtheit wird. Während die eleatische Dialektik das Relative absolut setzt, um es dadurch in Opposition mit sich selbst zu bringen und darin zu zerstören, kann Platon dem seienden Verhältnis selbst in seinen beiden As-

pekten zum Recht verhelfen: der ursprünglichen Selbständigkeit des Seienden und seinem ebenso ursprünglichen Einbezogensein in einen vielheitlichen Zusammenhang; seiner Einheit wie der Gegensätzlichkeit in ihm; der Bestimmtheit und der Unbestimmtheit der Wirklichkeit, ihrer Positivität und Negativität. Er vermag den Begriff als Bewegung, Übergang, Tätigkeit, Subjekt zu fassen und ebenso in seiner gegenständlichen Form als objektive Bestimmtheit. Er kann seine unauflösbare Einheit mit seiner notwendigen Teilung verbinden und seinen qualitativen und quantitativen Aspekt ineinsfassen. Dieses erstaunliche und in der Tat »wunderbare« Können als ein wirkliches und nicht nur vorgegebenes oder erschlichesenes muß nun in immer neuen Anläufen nachgewiesen und in seiner Fruchtbarkeit entfaltet werden. Es ist nichts anderes als das Können des »Zirkels« der Erkenntnis selbst.

4. Die Teilung und Einschränkung des Begriffs als Bedingung seiner objektiven Bestimmbarkeit

Grundlage der weiteren Erörterung soll die Bestimmung der Dialektik sein, wie sie Platon im Sophistes 253 de gibt: »Wer also dieses gehörig zu tun versteht, der wird eine Idee als durch viele, die einzeln voneinander gesondert sind, nach allen Seiten sich hindurch erstreckend genau bemerken, und viele voneinander verschiedene als von einer äußerlich umfaßte, und wiederum eine als durch viele, die insgesamt miteinander verbunden sind, im Eins verknüpfte, und endlich viele als gänzlich voneinander abgesonderte. Dies heißt dann, inwiefern jedes in Gemeinschaft treten kann und inwiefern nicht, der Art nach zu unterscheiden wissen.« Das »dialektische Geschäft« geht auf die Verknüpfung und Sonderung der Ideen untereinander und nicht auf ein Verhältnis von Idee und an ihr teilhabenden Dingen. Der Zusammenhang der Begriffe repräsentiert den Zusammenhang der Wirklichkeit ganz, anstatt nur einen begrenzten Aspekt von ihr abzuziehen. Die durchgängige Entsprechung beider ermöglicht dann aber auch die Ablösung des begrifflichen Zusammenhangs und seine Behandlung in sich selbst. In ihrer Gemeinschaftlichkeit lassen sich die Ideen durcheinander bestimmen und werden dadurch erst eigentlich zu Begriffen, die eine Mehrzahl von Bestimmungen an sich haben und sich in ihnen explizieren. Gesondert Durchlaufen und Umfassen, Verknüpfen und Unterscheiden bedingen sich wechselseitig und greifen ineinander. Die zunächst nur äußerlich umfaßten Bestimmungen werden zur Einheit verknüpft und ergeben den in sich bestimmten und darin von anderen deutlich abgesonderten Begriff.

Platon unterscheidet in dem gegebenen Zitat vier Schritte:

1. Ein Begriff

soll durch eine Vielheit gesondert vorliegender Bestimmungen hindurch bemerkt und in seinem Umfang bestimmt werden.

2. Die in ihm übereinkommende Vielheit muß über das in ihr Gemeinsame hinaus in ihrer Verschiedenheit beachtet und darin für die Einheit des Begriffs fruchtbar gemacht werden.

3. Dadurch sind zum jeweiligen Bezug auf die Einheit hin auch die Beziehungen der Merkmale untereinander deutlich geworden und wird in ihrer Verknüpfung die umfassende Einheit in einer tieferen Weise erschlossen.

4. Durch die bestimmte Verknüpfung ihrer Prädikate unterscheidet sich die gesuchte Einheit von anderen ebenfalls durchgängig bestimmten und darin selbständig gesetzten Begriffen.

Deutlich ist die sich steigernde Durchdringung in der Wechselbestimmung des Einen und Vielen. Dabei muß zunächst offen bleiben, als was hier das Eine und das Viele gelten soll. Ist das Eine Subjekt und die von ihm aufgefaßte Vielheit seine prädikativen Bestimmungen, so ist es gleich möglich, es selbst für das Allgemeine zu halten und durch die Prädikate bestimmt zu denken, wie umgekehrt es als einen besonderen und von allgemeinen Prädikaten definierten Begriff anzusehen. Bei der äußerlichen Verbindung der Vielen in den ersten beiden Schritten wäre es auch möglich, das Eine lediglich als einen durch verschiedene selbständig Seiende hindurch verfolgten Prädikatsbegriff aufzufassen. Die Vertauschbarkeit der Positionen gehört offensichtlich zu dem hier eingeschlagenen Verfahren selbst. Derselbe Begriff muß notwendig zugleich Eines und Vieles sein, als Subjekt und Prädikat aufgefaßt werden können, äußerlich umfassen und in sich verknüpfen. Analyse und Synthese, Aufsuchen und Bestimmen, Unterscheiden und Verbinden gehören in ihm zusammen und sind wesentlich eins. Wenn aber auch das Durchlaufen, Umfassen, Verknüpfen und Entlassen des Begriffs eine einzige unteilbare Bewegung darstellt, kann sie sich doch nur in verschiedenen Durchgängen mit jeweils anderen Akzentuierungen erfüllen, in denen sich das Tun in Richtung auf Gemeinsames oder Unterscheidendes je verschieden gestaltet und auseinanderlegt. So wichtig der Hinweis auf das wesentliche Ineinander und Durcheinander der Bewegungen in der Bildung des Begriffs ist, so unbefriedigend und unfruchtbar wird jede bloß formale Durchführung dieses Gedankens. Es kommt auf seinen sachlichen Gehalt und seine Konsequenzen für das erkennende Verhältnis zur Wirklichkeit an.

Schon das Durchlaufen einer vorliegenden Vielheit gesonderter Bestimmungen kann nicht nur auf den Umfang des aufzusuchenden Begriffes gehen und ihn lediglich hier und dort bestätigen. Ein so verstandener Begriff könnte sich immer wieder nur aus der Verschiedenheit ablösen und bliebe auf die bloße Identität mit sich selbst zurückgeworfen. Das Verhältnis zum Vielen wäre nur scheinbar, solange er selbst gar keine Verschiedenheit annehmen

könnte. Diese Unbezüglichkeit des tautologischen Begriffs ist bei Platon schon im ersten Ansatz preisgegeben, wenn jeder Schritt das Verhältnis des Einen und Vielen als solches zum Ausgangspunkt nimmt und nur je verschieden akzentuiert, aber grundsätzlich nicht hintergeht oder überschreitet. Begriffe sind als solche Eines-und-Vieles, synthetische Einheiten.

Es ist also eine Teilung der Begriffe möglich und erfordert, in der sich ihre Einheit nicht auflöst und im Gegenteil erst bestimmt nachweisen kann. Für den synthetischen Begriff verliert die in der eleatischen Dialektik alles Seiende auflösende Teilung ihre Aporie und wird zur unentbehrlichen Bedingung seiner Konstitution. Nur durch seinen Zusammenhang in sich selbst (und nicht durch irgendeine nominelle Bestimmung) kann der Begriff wahrhaft selbständig und von anderen unterschieden sein. Jeder Begriff ist durch gemeinsame Prädikate auf andere Begriffe bezogen und zugleich abgrenzbar von solchen, deren Prädikate ihm fehlen oder seinen eigenen widerstreiten. Es kommt für ihn selbst und den Zusammenhang, in dem er steht, nicht mehr nur auf seine ursprüngliche Identität mit sich selbst an, sondern vielmehr auf die Art und Kompossibilität seiner möglichen Prädikate. Durch sie wird er dargestellt und bezogen, durch sie auch eingeschränkt und abgegrenzt. Entsprechend gilt für das Seiende, daß in der Konfrontation und Verschränkung mit anderer Wirklichkeit erst offenbar wird, was es wird, was es ist und vermag. Der dynamische Charakter dieses Verhältnisses ist wichtig: in ihm deutet sich die spätere Entwicklung des Seinsbegriffs schon an (vgl. z. B. Theaitetos 152 d ff.). Sein ist primär Wirken und Werden und erfüllt sich un-erachtet seiner Selbständigkeit nur im realen Zusammenhang der Dinge.

Dabei muß die Einheit zunächst das vordringliche Interesse haben, weil durch sie ja erst zu entscheiden ist, was von dem vielen Vorliegenden aufgenommen werden kann und welche Bestimmungen mit ihr unverträglich sind. Das Ausschließen von Bestimmungen ist bei der Bildung eines Begriffs ebenso wichtig wie ihre Aufnahme. Der begriffliche Zusammenhang ergibt sich erst im Durchlaufen zerstreut gegebener Sachverhalte. Die Differenzen eines Begriffs lassen sich nicht einfach erfinden oder ableiten, seine Einheit nicht willkürlich festsetzen. Die Einheit wie die unterscheidenden Bestimmungen eines Begriffs müssen aufgesucht und dabei »bemerkt« werden. Kann er nicht abgeleitet werden, so muß sein Bilden in sich ein Auffassen sein, wie umgekehrt dieses nur im Durchlaufen und Verknüpfen gelingt. Dazu gehört eine mögliche Inkongruenz von Begriffsgehalt und sich anbietender Realitätsfülle. In aller Explikation liegt immer auch eine fortschreitende Einschränkung des Verhältnisses durch sich selbst. Man kann nie den Zusammenhang des Wirklichen an sich erfragen und in seiner Totalität bestimmen wollen. Das viele Seiende ist in der Tat ein ἄνερον, das im ganzen

notwendig unbestimmt bleibt und sich nur je und je um eine bestimmte Mitte konzentrieren und partiell bestimmen läßt. Bestimmte und bestimmbare Zusammenhänge gibt es nur im einzelnen.

Dem entspricht die Form der platonischen Dihairese, die begriffliche Zusammenhänge bestimmt und sie im ganzen zugleich unbestimmt läßt, wenn in ihr immer nur die eine Seite der Dichotomie aufgenommen und durch erneute Teilung weiter bestimmt wird. Die Definition eines einzelnen Begriffs ist ineins die Einschränkung seines allgemeinen Bestimmungsgrundes. Nur soweit das Einzelne begrifflich bestimmt ist, wird auch das Allgemeine in ihm konkret faßbar. Die Teilung geht auf den Begriff eines bestimmten Erfahrungsgegenstands als ein letztes und in seiner empirischen, anschaulichen Selbständigkeit nicht weiter teilbares, aber in einem allgemeinen, teilbaren Zusammenhang stehendes und durch dessen Ermittlung definierbares Datum: auf ein ἄτομον εἶδος.¹ Dieses ist die in der Dihairese schließlich erreichte reale Einheit, die keine weitere Teilung mehr erlaubt, ohne den erfragten Gegenstand zu zerstückeln (vgl. Sophistes 204 d ff.), die aber gleichwohl eine Vielheit der in der Teilung gefundenen Prädikate in sich befaßt. Als ein Subjektbegriff (dem eine anschauliche Gegebenheit entspricht) ist das ἄτομον εἶδος unerachtet seiner Komplexion und vermöge ihrer unteilbar geworden, auch wenn »jeder Teil zugleich seinen eigenen Begriff« behält (Politikos

¹ Vgl. J. Stenzel, Studien zur Entwicklung der platonischen Dialektik von Sokrates zu Aristoteles. 3. Aufl. Darmstadt 1961, S. 54 ff. Die hier versuchte Interpretation verfolgt eine andere Grundtendenz, als Stenzel sie in der platonischen Dihairesis findet. Die richtig bemerkte Annäherung von λόγος, δόξα und αἴσθησις wird ihm zum Hinweis darauf, daß die dihairetische Bestimmung des Allgemeinen am Einzelnen nur beispielhaft geschehen kann und »eigentlich nur dem λόγος faßlich ist«. »Die αἴσθησις (kommt) für ihn als eigentliche Wissensquelle nicht in Frage« (aaO. S. 94). »Das Problem des konkreten Individuums blieb ungelöst.« (S. 112) Ist Wissen nur ἐν λόγοις, so läßt sich das eingeschlagene diskursive Verfahren zum Abschluß bringen und wird es möglich, »auch den diskursiv definierten »Begriff«, λόγος, in einer Anschauung zu vereinigen, also vorzustellen.« (S. 87) »Die Absicht Platons bleibt, um an die eingangs erwähnte Rickertsche Formulierung anzuknüpfen, auf das Fixieren des Begriffes zur anschaulichen Idee gerichtet.« (S. o,) Das ἄτομον εἶδος ist der begrifflich letztbestimmbare sinnliche Gegenstand, bei dem Platon »bewußt halt« macht (S. 105) und das unerkennbare sinnliche ἄπειρον ausschließt. »Jenseits des letzten εἶδος beginnt der Bereich des ἄπειρον . . .« (aaO.). Demgegenüber scheint mir, daß die neue dialektische Konzeption nicht mehr auf den Nenner eines traditionellen Ideenplatonismus gebracht werden kann. Die Nachwirkung dieser das platonische Werk sehr einseitig ausrichtenden und in seiner inneren Konsequenz weitgehend verkennenden Tradition scheint Stenzels Arbeiten doch noch so stark zu bestimmen, daß er bei allem Fortschritt über sie hinaus das wesentlich Neue nicht so freizulegen vermochte, wie es nötig gewesen wäre, um den alten Bann endgültig zu durchbrechen.

262 b). Es hängt dann von der verfolgten Absicht ab, welcher Begriff gerade definiert und welche dementsprechend für ihn definierend sein sollen. Was im einen Fall als noch weiter teilbarer Prädikatsbegriff dient, kann unter einer anderen Hinsicht zum unteilbaren Subjektbegriff gemacht werden. Die Grenze zwischen dem prädikativen Allgemeinen und dem selbständig Seienden ist fließend, jedenfalls muß offenbleiben, was letztlich nur noch prädikativ und was andererseits ausschließlich subjektiv zu denken ist. Dasselbe Wirkliche kann zugleich beides sein und Selbständigkeit mit Unselbständigkeit vereinen. Nichts ist schlechthin nur ein Relatives, sowenig irgend etwas in seinem eigenen Bestand allem Verhältnis und damit aller Relativität gänzlich entzogen sein kann. Ist alles Wirkliche als solches Komplexion, so kann es grundsätzlich nur in synthetischen Begriffen als dieses unauflösbar Seiende bestimmt werden, auch wenn damit immer die Möglichkeit verbunden ist, diesen Begriff analytisch aufzulösen und damit erst prädikabel zu machen. Beide Bewegungen zusammen ergeben erst den gesuchten Begriff, der gerade durch seine rechte Teilung und Analyse zum unteilbaren synthetischen Begriff wird. Das Seiende ist als Eines-Vieles in einer konstitutiven Doppelheit: es läßt sich in seiner Selbständigkeit nur durch Prädikate aussprechen, in denen es bezogen und insofern unselbständig ist, wiewohl es diese wiederum zu »seinen« Prädikaten macht und in der Abhängigkeit seine Überlegenheit beweist. In seiner Gegebenheit als »Dieses« behält das Seiende etwas letztlich Unausagbares, das man nur nennen und darin zeigen kann. Zugleich gilt aber, daß grundsätzlich alles Seiende aussagbar sein muß. Sagbarkeit und Unsagbarkeit gelten für es zugleich in der Weise, daß das Unsagbare selbst sagbar ist und darin wiederum auch unsagbar bleibt. Das Subjekt selbst wird prädiert, und gleichwohl sind seine Prädikate nicht es selbst und belassen es in der Unbestimmtheit, die es als seiende Einheit ist und notwendig sein muß.

Damit ist das ἄτομον εἶδος, der konkrete Begriff, etwas deutlicher geworden. Er läßt sich von der Alternative Teilbarkeit-Unteilbarkeit bzw. von seiner Bestimmung als Prädikat oder Subjekt her gar nicht fassen, weil beides in ihm in einer schwer zu beschreibenden Weise verschlungen ist und notwendig zusammengehört. Die Trennung der beiden Charaktere müßte alle Begriffsbildung überhaupt unmöglich machen, die Verwischung ihrer Unterschiedenheit den Wirklichkeitsanspruch des Begriffs preisgeben. Wo der synthetische oder analytische Charakter des Begriffs für sich verfolgt wird, ist seine rechte Teilung unmöglich oder wird sie begriffslos (vgl. Politikos 262 a ff.). Teilung und Verknüpfung wahrhaft zusammenzudenken und in ihrer Einheit zu begreifen, die den Unterschied von Teil und Ganzem, Prädikat und Subjekt, definiens und definiendum als für sich selbst konstitutiv

in sich hat - diesen gegenüber jener Alternative ganz neuen Denktypus gilt es in der platonischen Dihairesis verwirklicht zu sehen und zu begreifen.

Durch seine Einbeziehung in einen allgemeinen Zusammenhang wird das Einzelne erst expliziert und definierbar. Es nimmt eine Vielheit prädikativer Bestimmungen auf, ohne seine selbständig seiende und unteilbare Einheit einzubüßen. Es ist als für sich Seiendes wahrhaft eines, aber darin zugleich bestimmt aus der vielfachen Verknüpfung, durch die es sich auf anderes bezieht und von ihm unterscheiden läßt. Erst in der Teilung und durch sie erweist es seine letzte Unteilbarkeit. Im Prozeß der wiederholten dichotomen Teilung wird es nicht nur abgesondert und freigelegt, sondern auch positiv bestimmt durch die Reihe der »Hälften«, in denen es jeweils vermutet und schließlich aufgefunden werden konnte. Diese definieren es und geben ihm, paradox ausgedrückt, durch ihre sich einschränkende Allgemeinheit seine singuläre Unverwechselbarkeit und seinen Bestand. Umgekehrt ist es selbst die im Vorblick gehabte und die Einschränkung des allgemeinen Bestimmungsgrundes leitende Gegebenheit und erweist sich darin als das unteilbare Eine, das es ist. Das einzelne Seiende kann als eine synthetische Einheit gegenüber allen nur prädikativ verwendbaren Ideen einen ontologischen Vorrang erhalten. Wahrhaft seiend ist nicht mehr die Idee in ihrer qualitativen Bestimmtheit, vielmehr das ἅρομον εἶδος als ein konkretes Ganzes. Eine abgesonderte Existenz des Allgemeinen kann dann nicht mehr ohne weiteres behauptet werden. Die Frage nach der Realität des Allgemeinen an sich selbst bleibt bestehen, insofern die Vielheit seiender Wesen sich nur je partiell bezieht und darin konkretisiert. Indem diese sich aber im Bezug selbst gegenseitig präzisieren, ist es nicht mehr nötig, das Allgemeine überhaupt aus dem konkreten Wirklichkeitszusammenhang herauszusetzen. An sich selbst unbestimmt bleibend, ist es auf diesen angewiesen; durch ihn differenziert und bestimmt, wirkt es wiederum bestimmend auf ihn zurück. Man kann im Verhältnis des Einen und Vielen ebenso sehr sagen, daß das Eine die Vielheit erst wirklich macht, indem es sie aufnimmt, wie daß es selbst erst in diesem Tun seine Existenz erfüllt. Wirklich ist nur die »Mischung« aus beiden (vgl. Philebos 23 c ff.), die gemeinsame Mitte, das Sein-im-Bezug.

Gegenüber der schlichten Präsenz von Seiendem muß die grundlegende Weise seines Seins als Repräsentation bestimmt werden. Das Wesen hält sich zurück, indem es nur im Übergang erscheint und sich darin zugleich verbirgt. Der Vergegenwärtigung des Seienden im sich realisierenden Verhältnis entspricht das sichtbar-unsichtbare Wesen, das nur in einer Bewegung erscheinen und sich artikulieren kann. Das Allgemeine ist in seiner diskursiven Repräsentation durch das konkret Wirkliche gegeben, das dazu notwendig in der Vielheit sein muß. Weil kein Einzelnes unmittelbar für sich

das Allgemeine aussagt und dieses sich nur im Verhältnis seiner Bestimmungen ergibt, bedarf es wiederholter Teilungen, um durch den konkret werdenden Zusammenhang einen besonderen Begriff definieren zu können. Die Vielheitlichkeit des Wirklichen erweist sich als die zentrale Bedingung seiner Möglichkeit und wird zur Grundlage aller Erkenntnis.

Die seiend verflochtene Vielheit fordert aber notwendig den Übergang, ein Ineinanderspielen der Bedeutungen und den Verzicht auf jede eindeutig festgelegte Gegebenheit als Ausgangspunkt. Schien zunächst nur in einer solchen die Bestimmtheit und Sicherheit der Erkenntnis gewahrt zu sein und die hier geforderte Bewegung sie aufzulösen, so kann nun die gegenteilige Behauptung Platons dahin gehen, daß im dialektischen Vollzug des Übergangs bzw. durch Teilung und Verknüpfung eine Bestimmtheit des Begriffs allererst erreichbar ist. Die von Platon geforderte bestimmte Zahl als Mitte zwischen dem Einen und dem (unbestimmt) Vielen kann nur durch die Teilung selbst gefunden werden und ist gerade in ihrer objektiven Bestimmtheit wahrhaft dialektisch ermittelt (vgl. Philebos 16 d ff.). Die spezifische Bestimmtheit des Begriffs ist in der Dialektik erst zustandegebracht und unterliegt nicht mehr der eleatischen Aporie, entweder gegen die Dialektik festgehalten oder von ihr aufgelöst zu werden. Auch hier zeigt sich wiederum Platons wesentliche Leistung darin, den dialektischen Vollzugscharakter des Begriffs voll anzuerkennen und gerade darauf seine positive Bestimmbarkeit und objektive Bestimmtheit begründen zu können. Eine recht verstandene Dialektik gibt erst die Begriffe, die sie zuvor in ihrem Mißverständnis dem Selbstwiderspruch ausliefern zu müssen glaubte. Die positive Möglichkeit liegt genau dort, wo zuvor die Schwierigkeit gelegen hatte: im Ineinanderspielen des Einen und Vielen, die füreinander stehen und in ihrer Differenz produktiv werden können. Daß das Verschiedenartige zusammengeht, ohne dem Widerspruch zu verfallen, ist die neue Entdeckung, die den ontologischen Charakter des selbständig Seienden radikal verwandelt und im Einbezug des Werdens den Chorismos überwindet. Während eine isolierende Betrachtung nur die eine oder andere Bestimmtheit im Blick haben kann und keine Möglichkeit einer Vermittlung des Selbständigen mehr sieht, kann Platon das Zusammengehen von Selbstbestimmung und Angewiesenheit im Prozeß denken und dem Übergang ins Verschiedene die eigentlich explizierende Funktion zuschreiben.

Platon legt also nicht ohne Grund allen Nachdruck auf die Forderung, man müsse den Zusammenhang im einzelnen ausdrücklich durchlaufen, wenn der dihairetische Prozeß der Begriffsbildung zum Ziel kommen solle. Von der tatsächlichen Durchführung hängt alles ab. Das Ergebnis läßt sich hier grundsätzlich nicht vorwegnehmen, wenn ein bloßer Überschlag unergiebig

bleibt. Daher die fast pedantisch anmutende Umständlichkeit der von Platon durchgeführten Dihairesen und seine Warnung, »das Verfahren selbst in Ehren zu halten, daß man der Teilung nach Arten mächtig sei, und daher auch eine Rede, wenn sie gleich noch so lang müßte gesprochen werden, um den Hörer erfinderischer zu machen, dennoch zu verfolgen und über die Länge nicht unwillig zu sein . . .« (Politikos 286 de). Würde die nur im Vollzug und durch ihn »erfinderische« Dihairese nicht wirklich ausgeführt, so bliebe der allgemeine Zusammenhang ein unbestimmter Hintergrund und die einzeln herausgegriffene Gegebenheit in sich verschlossen. Beide können sich ohne den sie verschränkenden diskursiven Vollzug nicht explizieren. Die Bestimmung des Begriffs im Durchlaufen und Verknüpfen der einzelnen Merkmale ist alles andere als ein äußerliches Tun. Die vollzogene Teilung zeigt erst, wieweit der Zusammenhang wirklich geht und gibt den Inhalt des Begriffs zugleich mit seinem Umfang an. Beides läßt sich gar nicht trennen. Seine Bestimmtheit in sich muß zugleich als Einschränkung von außen aufgefaßt werden können und umgekehrt. Dies schließt ein, daß Begriffe sich gegenseitig präzisieren müssen, daß es sie nur in der Mehrzahl und nur im Verhältnis aufeinander überhaupt geben kann.

Wäre dabei aber alles mit allem durchgängig verbunden, so ließe sich nirgends eine Grenze ziehen und kein definitiver Begriff erreichen (vgl. Sophistes 252 d ff.). Dieser setzt nicht nur den vielfachen Bezug, sondern notwendig auch seine Einschränkung voraus. Der unendlich bezogene Begriff verlöre wieder seine greifbare Bestimmtheit. Bestimmbar ist der Zusammenhang nur im einzelnen und damit als ein eingeschränkter. Es genügt für den Begriff nicht, eine unbestimmte Vielzahl von Beziehungen zu ermöglichen: diese muß sukzessiv aufgefaßt und angeeignet werden können. Teilung als Einschränkung wird für die reale Gemeinschaftlichkeit konstitutiv. In einer Beziehung ist Gemeinschaft möglich, in anderer nicht. Von den fortlaufend dichotom geteilten Begriffen kann jeweils nur eine Bestimmung als für die Definition brauchbar aufgenommen werden und ist mit dem Bereich möglicher Verbindung der Umfang des Begriffs selbst eingeschränkt. Die Einschränkung eines Begriffs ist also die Bedingung seiner Bestimmbarkeit, und nur weil nicht alles mit jedem in Beziehung steht, kann es die Möglichkeit der richtigen oder falschen Verbindung geben (vgl. Sophistes 262 d ff.; Theaitetos 188 c ff.) - eine Unterscheidung, die in dem am totalen Bezug orientierten Schema durchgängiger Wechselbestimmung gar keinen Ort mehr finden könnte. Ohne die Einschränkung könnte der sich in der Wechselbestimmung des Einen und Vielen explizierende Begriff nur als unendliche Tätigkeit und Subjekt, nicht aber auch als vorliegende und auszubildende objektive Bestimmtheit ausgesprochen werden. Die Gemeinschaft der Begriffe ist nicht

nur Verhältnis und Austausch, sondern auch ein umgrenztes und bestimmbares Feld. Die Mitte des Einen und Vielen ist nicht nur der Prozeß wechselseitiger Vermittlung und muß ebenso sehr als zwischen den Extremen allseitiger Verflechtung und gänzlicher Beziehungslosigkeit liegender Bereich partiellen Übereinkommens gedacht werden. Die Bedingung ihres Zustandekommens ist der sich zeitlich konkretisierende Raum, der in Platons Kosmologie eine zentrale Rolle spielt.

Den totalen Bezug verwirklichen letztlich nur zwei Subjekte, und für sie allein gilt dann auch das vollkommene Ineinander, Durcheinander und Gegeneinander, wie es in dem in sich unendlichen dialektischen Prozeß gefaßt und ausgesprochen ist. Wenn nun aber auch dieses Verhältnis unerachtet seiner Totalität Äußerlichkeit annehmen und eine Welt einbeziehen muß, zeigt dies, wie sehr die Zuspitzung und Abschwächung in Platons Dialektik zusammengehören. Weit entfernt, das wesentliche dialektische Verhältnis aufzuheben, kann die es einschränkende Teilung in ihrer scheinbaren Äußerlichkeit es erst eigentlich erfüllen. Es gibt keinen Begriff, der nicht durch Teilung seine Bestimmtheit erst erreichen könnte, keinen Zirkel, der nicht in der Einschränkung erst vollziehbar würde. Die Äußerlichkeit und Partikularität wird für die Erkenntnis gerade dann konstitutiv, wenn sie auf die immer umfassendere Bestimmung von Zusammenhängen geht.

Im Denken der Wirklichkeit aus ihrem Zusammenhang (sofern dieser als wirklich vollzogenes Verhältnis und nicht nur als im Überblick gegebene Anordnung aufgefaßt wird) liegt also von vornherein ein einschränkendes Moment, das ihre Verfassung nicht nur bereichert, sondern von Grund aus verwandelt. Wo Wirklichkeit im realen Bezug geschieht und sich der Erkenntnis erschließt, muß das Einzelne zentral und für den Zusammenhang des Ganzen selbst bestimmend werden. Wenn Platon die »Gemeinschaft der Begriffe« zur Grundlage ihrer Bestimmung macht, dann folgt daraus die Wendung zum einzelnen Subjektbegriff mit innerer Notwendigkeit. Der allgemeine Zusammenhang als Bestimmungsgrund kann nur so weit erhellt werden, als er für die Definition des Einzelnen und die Bestimmung seiner Sphäre dienlich ist. An sich selbst bleibt er unbestimmt. Die Diairese geht von vornherein nicht auf eine einseitig hergeleitete und in allen möglichen Differenzierungen zu verfolgende Begriffspyramide. Eine solche kann es mit dem Anspruch erschöpfender Teilung und Verknüpfung gar nicht geben. Platons dialektische Begriffsform kann deshalb grundsätzlich kein einheitliches System von in sich kohärenten und analytisch auflösbaren Bestimmungen ergeben. Seine Konstruktion des Wirklichen geht auf das Konkrete und nicht auf einen in sich darstellbaren allgemeinen Zusammenhang, den es so umfassend gar nicht gibt. Das Ganze bleibt notwendig unbestimmt. Der

allgemeine Teilungsgrund wird immer schon im Blick auf die begrifflich zu erhellende und konkrete Einheit ausgewählt. Zwar müssen sich alle Differenzierungen aus ihm selbst ergeben, wenn die Forderung einer »natürlichen« Teilung erfüllt werden soll. Aber welcher Teil nun jeweils fallengelassen und welcher als der richtige behalten und erneut geteilt werden soll, kann allein von dem zu bestimmenden und zunächst nur in einer vagen Anschauung gegebenen Einzelnen her entschieden werden. Weil nie alle möglichen Teilungen durchführbar sind, ist die Gliederung eines begrifflichen Zusammenhangs von vornherein von dem das Thema der Untersuchung bildenden Einzelbegriff her geleitet, der definiert werden soll und dazu selbst mit definierend sein muß. Alle Begriffsbildung vollzieht sich grundsätzlich in diesem Zirkel. Die Einheit des konkreten Begriffs ist dabei zunächst ebenso unbestimmt bzw. so unmittelbar wie sein allgemein-vielheitlicher Bestimmungsgrund gegeben. Diese beiderseitige Unbestimmtheit fordert, daß ihr Verhältnis als Grund aller weiteren Bestimmung ursprünglich und unableitbar mitgegeben ist. Die begriffliche Explikation ist dann nur in der strengen Wechselbestimmung möglich, in der jede Seite die Unbestimmtheit der anderen durch ihre eigene vorlaufende Bestimmtheit aufhebt. Die gesuchte Einheit ist noch unbestimmt und muß doch irgendwie schon bestimmt sein, damit sie das jeweils in der Teilung Entstandene als sich zugehörig oder fremd erweisen kann. Zugleich aber ist es wiederum erst die Bestimmtheit der durchlaufenen Prädikate, die dem Einzelnen seine eigene Bestimmtheit erschließt und zurückgibt. Die Bezogenen werden sich durch ihre jeweils schon greifbare Bestimmtheit zu Interpretanden und bleiben umgekehrt in ihrer Unbestimmtheit auf ein Interpretiertwerden angewiesen. Auf jeder Seite ist ein Mehr an faßbarem Gehalt, das der anderen zugute kommt und von dort wieder reicher zurückfließt. Bedingung dieser wechselseitigen Erhellung ist dann nicht nur, daß jede Seite an sich selbst bestimmt und unbestimmt und darin explizierend und expliziert zugleich ist, sondern daß dieses Geben und Nehmen auch tatsächlich schrittweise vollzogen wird. Auch wenn man im ersten Ansatz des von Platon entwickelten Verfahrens durchaus schon das ganze Verhältnis irgendwie erfaßt hat, ist es doch unerläßlich, es in Schritten zu vollziehen. Jeder neue Schritt auf der einen Seite kann grundsätzlich nur geschehen, wenn die andere den vorhergehenden entschieden und darin die neue Möglichkeit vorbereitet hat. Nach jeder Teilung muß von der thematisch leitenden Vorstellung her der richtige Teil ausgesucht werden (vgl. Politikos 261c), bevor von neuem geteilt werden kann. Dieses ständige Ineinandergreifen *von* zwei aus sich selbst gespeisten und in ihrer Gegenläufigkeit gleichwohl aufeinander angewiesenen Bewegungen ist für die Weise des dihairetischen Fortgangs entscheidend

wichtig. Auch wenn der allgemeine Zusammenhang in sich selbst geteilt und insofern aus sich bestimmt wird, kann er doch nicht einseitig durch sich selbst vollbracht werden und ist auf das ihn je einlösende Einzelne angewiesen. Das Allgemeine konkretisiert sich selbst nur im Vorblick auf das Einzelne, und umgekehrt nimmt auch dieses seine eigene Bestimmtheit nur im allgemeinen Zusammenhang an.

Damit ist auch für die sprachliche Form des Begriffs eine Doppelheit gefordert. Soll dieser in seiner Einheit unmittelbar gefaßt und angeschaut werden können, so muß er einen Namen erhalten, der ihn als diese Einheit ausweist und bewahrt. Der Name ist jedoch noch nicht der Begriff, wenn dieser durch eine Mehrzahl von Prädikaten definiert wird. Die Definition faßt sich im Namen des Begriffs zusammen und erschließt wiederum dessen Gehalt (vgl. dazu Nomoi 895 d ff.).

In dem Gesagten liegt noch ein wichtiger Aspekt, der ausdrücklich herausgestellt werden muß. Das Ineinander zweier Erkenntnisbewegungen, die sich in ihrem Zusammentreffen gegenseitig erfüllen und begründen, schließt eine bleibende Bedeutung der Anschauung für den Prozeß der Begriffsbildung selbst ein. Auch wenn die Begriffe ihre »Teile« selbst hergeben müssen, ist doch die Entscheidung über das Zutreffen des einen oder anderen für einen gesuchten Begriff ohne Anschauung nicht möglich. Daß man das Eine im Vielen auch findet und im Verschiedenartigen ein Gemeinsames entdeckt, läßt sich durch noch so viele zwischeneingeschobene Begriffe nicht ausmachen: der Zusammenhang von Verschiedenartigem kann letztlich nur gesehen werden. Ist dies in dem strengen Wechselverhältnis bei jedem einzelnen Schritt nötig, dann genügt es nicht, die Wahrnehmung nur an den Anfang zu stellen und in der Bildung des Begriffs zu überschreiten. Sie ist als begründende und ständig begleitende für den ganzen Prozeß der Begriffsbildung konstitutiv. Es kann ihr kein Zeichen substituiert werden, insofern sie die Zeichen selbst mit verbinden muß. Um in dem differenziert Vorliegenden das Gemeinsame aufzuspüren und in diesem die Unterschiede wahrzunehmen bedarf es einer Anschauung, die nach Platon in Bewegung und Gegenbewegung das werdende als solches erfaßt und bestimmt, bevor es einen entschiedenen Ort einzunehmen vermag (vgl. Theaitetos 153 d f., 156 a ff. u. unten S. 157 ff.). Wenn also für Platon der Begriff überhaupt nur als Einheit einer unterschiedenen Vielheit ist, dann gilt für ihn beides: daß er diskursiver logischer Prozeß und Anschauung zugleich ist und weder das eine noch das andere allein ihn geben kann. Gegenüber der unmittelbaren Anschauung der Idee mußte das Moment der diskursiven Begriffsbildung betont werden. Verläuft diese aber grundsätzlich im Zirkel, dann ist das

Sichttreffen und Aufnehmen der Schritte wiederum nicht ohne Anschauung möglich. Wahrnehmung und begriffliche Explikation als die beiden grundlegenden Erkenntnisvermögen lassen sich in derselben Struktur verschränken. Die Wahrnehmung ist dann in sich selbst schon der logische Prozeß, der im begrifflichen Verfahren aufgenommen und weitergeführt wird. Durch die beiden gemeinsame Diskursivität kann das Wahrnehmen in den gedachten Begriff übergehen und dieser sich wiederum in der Anschauung selbst fassen. Zugleich erhält darin die »richtige Vorstellung« ein neues Fundament. Weil die Wahrnehmung das begriffliche Verfahren selbst schon unbeußt vollzieht, kann sich in ihr eine wahre Vorstellung bilden, die *von* dem begründenden Logos nur bestätigt zu werden braucht. Ihre Begründung in einem vorgeburtlichen Wissen wird durch diese Fundierung im konkreten Weltverhältnis selbst entbehrlich. Wahrnehmung, Vorstellung und Denken können nun »dasselbe« geben, ohne daß die Verschiedenheit der Auffassungsformen dadurch in Frage gestellt werden müßte. Diese wird vielmehr erst jetzt entscheidend wichtig, um die Erkenntnis als einen sich antizipierend und reflektierend einholenden Prozeß formulieren zu können. Die gemeinsame Grundform der Diskursivität ist überhaupt nur durch diese Verschiedenheit möglich und erreichbar. Was auf die eine Weise vorweg gefaßt ist, geht in der entsprechenden anderen Fassung nie ganz auf, und die Inkongruenz der verschiedenen Weisen des Gegebenseins erzwingt den fortlaufenden Prozeß ihrer wechselseitigen Explikation und Korrektur.

5. Die Verwandlung des Seinsbegriffs durch die Frage nach der Möglichkeit seiner Erkenntnis

Wenn in den späteren Dialogen zur Bestimmung der Dialektik die Ideenschau nicht mehr als Ziel und tragender Grund der Erkenntnis erscheint und Beispiele der Wahrnehmung, Meinungsbildung und Definition nebeneinanderstehen, so meint dies eine tiefgreifende Wandlung und nicht die Preisgabe der Ideenlehre, die dadurch selbst erst begrifflich gefaßt und bestimmt aussprechbar wird.

War im Zeichen des Chorismos die Idee in ihrer unbezüglichen Selbständigkeit der Relativität und Widersprüchlichkeit der körperlichen Dinge enthoben, so konnte sie selbst vor ihrem Gegenteil nur fliehen oder in ihm untergehen: »Denn mir leuchtet ein, daß nicht nur die Größe selbst niemals zugleich groß und klein sein will, sondern daß auch die Größe in uns niemals das Kleine aufnimmt oder übertroffen werden will, sondern eines von beiden, daß sie entweder flieht und aus dem Wege geht, wenn ihr Gegenteil, das

Kleine, sich nähert oder, wenn es da ist, untergeht, niemals aber bleibend und die Kleinheit aufnehmend etwas anderes sein will, als sie war; so wie ich allerdings aushaltend und die Kleinheit aufnehmend derselbe bin, der ich war, und nur eben als dieser selbe klein bin. Jene aber hat nicht das Herz, indem sie groß ist, auch klein zu sein. So auch das Kleine in uns will niemals groß werden oder sein; noch auch sonst eins von zwei Entgegengesetzten will, dasselbe bleibend, was es war, zugleich auch sein Gegenteil, werden oder sein, sondern entweder geht es davon, oder es geht unter, wenn ihm dies begegnet. Auf alle Weise, sprach Kebes, leuchtet mir das auch ein.« (Phaidon 102 de) Auch für die Zahlen gilt diese Unverträglichkeit: »Die Fünf wird nie die Form des Geraden annehmen, noch die Zehn die des Ungeraden als das Zwiefache.« (aaO. 105 a) Aus dieser Absonderung ergeben sich jedoch Aporien, die in den einleitenden Partien des Parmenides diskutiert werden. Wird man der »Größe« im Vergleich von Dingen gewahr und versucht man sie ablösend als eines zu begreifen, dann ergibt sich eine unendlich fortzusetzende Rückfrage nach der an sich seienden Größe als dem Maß, dem alle seienden Größen unterliegen. »Noch ein anderer Begriff der Größe wird hier also zum Vorschein kommen außer jener ersten Größe und den diese an sich habenden Dingen, und wiederum über allen diesen zusammen noch ein anderer, wodurch diese alle groß sind, und so wird dir jeder Begriff nicht mehr Eines sein, sondern ein unbegrenzt Vielfaches.« (Parmenides 152 ab) Es zeigt sich daran, »wie groß die Verlegenheit ist, wenn du für jegliches jedesmal abgesondert einen Begriff aufstellen willst« (aaO. 133 b). Wie der »Parmenides« zeigt, bleibt das singuläre Verhältnis von Urbild und Abbild begriffslos und konserviert in der Vereinzelnung des jeweiligen paradigmatischen Bezugs die Schwierigkeiten, die der Bestimmung des in seiner Selbständigkeit vereinzeln Seienden immer anhafteten. Die isolierte Idee ist wie das unbezüglich gesetzte Ding unerkennbar. »Aber die Begriffe an sich haben wir weder, wie du zugibst, noch ist es möglich, daß sie unter uns angetroffen werden . . . Unerkennbar also ist uns das Schöne an sich, was ist, so auch das Gute und alles, was wir uns als für sich seiende Ideen vorstellen.« (aaO. 134 b) Dadurch bleibt es unaussprechbar, »weil es die völligste Vernichtung alles Redens ist, jedes von allem übrigen zu trennen. Denn nur durch gegenseitige Verflechtung der Begriffe kann uns ja eine Rede entstehen.« (Sophistes 259 c) Erst der Zusammenhang der Ideen erlaubt somit ihre Erkenntnis. »Diejenigen Ideen also, welche nur in Wechselbeziehung aufeinander sind, was sie sind, haben auch ihr Wesen an sich nur in Beziehung aufeinander und nicht in Beziehung auf ihre unter uns befindlichen Nachbilder . . .« (Parmenides 133 c) Dieser Zusammenhang schließt notwendig eine Verbindung des Verschiedenartigen ein. »Und

weiter müssen die selbst am allerlächerlichsten ihre eigne Rede strafen, welche nicht leiden wollen, daß man irgend etwas nach einem andern, ihm durch Gemeinschaft Zukommenden benenne« (Sophistes 252 b), die also »nicht leiden, daß man einen Menschen gut nenne, sondern das Gute gut und den Menschen Mensch« (aaO. 251 c). Was für die Kunst ganz allgemein gilt: daß sie »Ähnliches und Unähnliches in eines verarbeitend, eine bestimmte Kraft oder Gestalt hervorzubringen« vermag (Politikos 308 c), gilt auch für die Erkenntnis.

Wenn aber das Selbst schon ein Verschiedenes impliziert und nur als synthetische Einheit begreifbar ist, läßt sich der Begriff und sein möglicher Umfang nicht mehr aus einer vorausgesetzten Einheit deduzieren. Welches Verschiedene sich miteinander und mit dem Ganzen verträgt und welches ausgeschlossen werden muß, ist in jedem Fall erst noch auszumachen. Die Grenzen des Kompossiblen sind fließend und müssen jeweils festgestellt werden. Es ist dann völlig konsequent, wenn Platon den Zusammenhang der Ideen selbst dem bewegten Zusammenhang der Dinge nachbildet, um ihn gerade dadurch auch wieder von diesem abheben zu können. Das Sein der Idee erhält dadurch selbst einen dynamischen Charakter: sie wird Subjekt und Gegenstand, Prinzip ihrer Bildung (»Ideenzahl«) und seiende Konkretion (Idee im gegenständlichen Sinn der bestimmten Wesenheit). Für die partielle, geteilte und eingeschränkte Gemeinschaft der Begriffe ist die Negation und Verschiedenheit ebenso konstitutiv wie die Einheit und Selbigkeit. Unter der Bedingung, daß Mehreres im Zusammenhang ist, verwandelt sich der Seinsbegriff: »Sollen wir uns leichtlich überreden lassen, daß in der Tat Bewegung und Leben und Seele und Vernunft dem wahrhaft Seienden gar nicht eigne? Daß es weder lebe noch denke, sondern hehr und heilig, der Vernunft entbehrend, unbeweglich stehe? Eine arge Behauptung, o Fremdling, würden wir da einräumen!« (Sophistes 248 e f.) Seiendes wird selbst zum Vermögen, sich zu verbinden: »Ich setze nämlich als Erklärung fest, um das Seiende zu bestimmen, daß es nichts anderes ist als Vermögen, Kraft (δύναμις)« (aaO. 247 c). Nicht zufällig erscheint hier dasselbe Wort δύναμις, das in den mathematischen Beispielen den zentralen Sachverhalt des dimensional Verhältnisses vergegenwärtigt (vgl. u. S. 115 ff.). Werden und Sein lassen sich nicht mehr »getrennt voneinander annehmen« (aaO. 248 a), sobald man sich überlegt, was mit diesem »Gemeinschaft-Haben« »eigentlich gemeint« ist (aaO. 248 b). Die empirische Wirklichkeit ist gerechtfertigt und in ihrem Sein bewahrt, wenn die Idee dieselbe Verfassung eines synthetischen und dynamischen Ganzen hat. Entsprechend ist Erkenntnis ohne Bewegung ebenso unmöglich wie unter der Voraussetzung, daß alles unaufhörlich und in jeder Beziehung bewegt ist: »Denn es folgt ja, o Theaitetos,

daß, wenn alles unbewegt ist, niemand irgendwo von irgendetwas könne Verstand haben. Offenbar ja. Allein, wenn wir wiederum einräumten, daß alles bewegt und verändert werde: so würden wir durch diese Behauptung gleichfalls eben dasselbe aus dem Seienden ausschließen.« (aaO. 249 b) Man muß also »beides von dem Seienden und All, daß es unbewegt und daß es bewegt sei, sagen« (aaO. 249 d) Läßt es sich weder mit der Bewegung noch mit der Ruhe identifizieren und auch nicht als ein »Drittes«, das »weder ruht noch sich bewegt« (aaO. 250 c), heraussetzen, dann muß es diese Differenz von Bewegung und Ruhe vermöge einer Teilung so in sich aufnehmen, daß es in der Bewegung seinen Bestand wahren kann. Der Widerspruch läßt sich durch eine »Teilung« von Ruhe und Bewegung überwinden und wird dadurch für ein bestimmtes Verhältnis beider begründend (vgl. u. S. 138 ff.). Die dialektische Vereinigung des Widerspruchlichen ist möglich unter der Bedingung der Teilung. Daß alles Seiende als ein Geteiltes zugleich bewegt und unbewegt und somit (wenn man die Bestimmungen ausschließlich nimmt) weder bewegt noch unbewegt ist, besagt keinen Widerspruch mehr, wenn es in einer Hinsicht bewegt und in anderer ruhend gedacht wird. Dies bedeutet, daß die Bewegung des Seienden nicht nur auf einen Begriff gebracht werden kann, sondern selbst schon dessen vollständigen Begriff der Teilung und Vermittlung als Bedingung ihrer Möglichkeit in sich hat.

Die im »Übergang« des Parmenides bestimmungslos bleibende bzw. jede Bestimmung wieder aufhebende dialektische Bewegung erhält somit ihre positive Möglichkeit in der Dihairesis, in der die seienden Verhältnisse kraft ihrer Teilung erst bestimmbar werden und der immanente Widerspruch so gefaßt ist, daß er zur Bedingung der Konkretion und Explikation wird. Was in der Einsetzung des »Verschiedenen« (τὸ ἕτερον) für das »Nichtseiende als das Gegenteil des Seienden« (Sophistes 258 e) wie eine unzulässige Abschwächung aussieht, ist eine Notwendigkeit, will man überhaupt bestimmte Begriffe bilden und nicht eine totale Flüssigkeit des einen Subjekt-Begriffs behaupten, der seiner gegenständlich-bestimmten Wirklichkeit verlustig geht.

6. Die Dialektik als Kunst, zwischen einem Zuviel und Zuwenig die angemessene Teilung zu finden

Die zunächst allgemein formulierten Bedingungen der Möglichkeit, Dialektik als Aufsuchung von Begriffen durch »Teilung« zu verstehen, müssen in einer wesentlichen Hinsicht noch ergänzt werden, um vollends bestimmt zu sein. Nur im ausdrücklichen Vollzug der Teilung, so ergab es sich, kann ein Begriff als Einheit einer Mannigfaltigkeit entstehen und die ihm eigene Be-

stimmtheit annehmen. Dies setzt einen allgemeinen Teilungsgrund voraus, dessen Differenzen gefunden und im Hinblick auf die zu definierende Sache verknüpft bzw. ausgeschlossen werden müssen. Jede nähere Bestimmung erscheint als eine unterscheidende Einschränkung des Allgemeinen, die von ihm selbst her möglich sein und zugleich durch den im Vorblick stehenden und zu definierenden Begriff entschieden werden muß. Diese doppelte Begründung der Begriffsbestimmung in einem Allgemeinen und in einer seienden Konkretion ist wichtig. Eine vollständig nach allen möglichen Richtungen durchgeführte Teilung würde ins Uferlose geraten und keinen Begriff ergeben, und andererseits wäre eine unmittelbar aufs Ziel losgehende Bestimmung kurzschlüssig und würde in ihrer Willkür nicht den Begriff der Sache selbst erbringen können. Nur in der doppelten Hinsicht und Begründung und damit im Zirkel läßt sich die gestellte Aufgabe überhaupt lösen. Dieser hält die Mitte zwischen einer nie allseitig durchzuführenden und einer den bestimmten Begriff ebenso verfehlenden voreiligen Teilung, in der man nur »auf das Ende« sieht (vgl. Politikos 264 a) und möglichst geschwind ankommen will.

Um hier die rechte Mitte zu treffen gibt es keine feste Regel. Dialektik als Dihairesis ist eine »Kunst«, die in jedem Fall von neuem das »Angemessene« und »Schickliche« ihres Verfahrens aufspüren muß (vgl. Politikos 284 d; 286 d). Die ganze »Teilung nach Arten« (aaO.) wird wertlos, wenn sie nicht »natürlich« und das heißt der Sache selbst folgend geschieht. Die Grundregel beim Teilen geht darauf, »daß wir nicht ein kleines Teilchen allein von vielen und großen anderen aussondern, und nie ohne einen Begriff; sondern jeder Teil habe zugleich seinen eignen Begriff«. (aaO. 262 ab) Folgt man nicht kontinuierlich den in der Sache gegebenen Unterscheidungen, so verzerren sich ihre Verhältnisse und ergeben keinen wahren, dem Gegenstand entsprechenden Begriff. Wenn dieser stets eine Mehrheit von Bestimmungen enthält, ist deren Vollständigkeit, Anordnung und Verhältnismäßigkeit für ihn selbst wichtig.

Aus diesem Grund fordert Platon die dichotome Teilung und läßt eine andere Gliederung nur zu, wo diese nicht möglich ist. »Gliederweise wollen wir sie also wie die Opfer zerteilen, da es in die Hälften nicht gehen will. Denn in die möglichst nächste Zahl von dieser (seil, der Zwei) muß man immer zerschneiden.« (aaO. 287 c) Die dichotome Teilung geht auf einen vollständig bestimmten Gegensatz, der den ganzen zu teilenden Bereich erschöpft und es zugleich erlaubt, die beiden Teile in ein unmittelbares Verhältnis zueinander zu setzen. Dies erleichtert die erforderliche Wahl des einen Teils (vgl. aaO. 261 c), der von neuem geteilt werden soll und gibt die größtmögliche Gewähr, ihn auch richtig zu treffen. Zugleich ist die den

Begriff erschöpfende Zweiteilung der kleinstmögliche Schritt und erfüllt am besten die Bedingung der Lückenlosigkeit, die für das Finden der Definition Voraussetzung ist. Sie ist deshalb so wichtig, weil der Begriff als eine Mehrheit von Bestimmungen ja nie nur diese selbst, sondern immer auch ihre Proportion und Anordnung im Ganzen angeben muß, wenn er die komplexe Sache richtig wiedergeben soll.

Die »Erklärung« (aaO. 286 a) des Seienden in Begriffen muß also zwei Bedingungen zugleich erfüllen, die nicht ohne weiteres zusammenzugehen scheinen. Der einzuschlagende Gang folgt der Gliederung der Sache selbst und kann sie darin doch nicht zwangsläufig richtig treffen, weil dazu immer auch eine unmittelbare und an sich unbestimmt bleibende Gegebenheit mit entscheidend ist. Die Teilung gibt die Prädikate eines Begriffs, aber es sind eben doch nur dadurch seine Prädikate, daß sie als ihm selbst zugehörig wahrgenommen werden. Weder könnten die prädikativen Bestimmungen aus ihm herausgeklaubt noch ihm einfach von außen her beigelegt werden. Es bleibt nur die Verbindung beider Möglichkeiten, wie Platons Dihairesis sie enthält: die Prädikate müssen aus und durch sich selbst gesondert und zugleich in der gesuchten Sache gefunden werden.

Selbst wenn man davon ausginge, daß ein gegliederter Zusammenhang von Prädikaten schon vorliegt und ihre Teilung selbst keine Schwierigkeiten mehr macht, bliebe es eine Kunst, in einem besonderen Sachverhalt die »richtigen« Teile auch zu bemerken. Bei einem noch so gut ausgearbeiteten Zusammenhang bleiben Begriffsbestimmungen immer auch eine Sache des Ermessens. Durch keinen Fundus an Begriffen sind die konkreten Zusammenhänge und Gegebenheiten schon völlig erschlossen. Der Gliederung eines allgemeinen Zusammenhangs zu folgen und die konkrete Sache doch zugleich »schicklich« und »angemessen« behandeln zu müssen: dies beides in seiner wechselseitigen Angewiesenheit zu erkennen enthält eine tiefe und weittragende Einsicht.

Die platonische Dihairesis will in der Bildung von Begriffen ein Höchstmaß an Sicherheit erreichen und trifft dazu die Vorkehrungen. Aber sie führt grundsätzlich nicht zwangsläufig zum Ziel. Das Prinzip der dichotomen Teilung erleichtert es, richtige Unterscheidungen zu treffen und in ihnen kontinuierlich fortzuschreiten, aber es ist nicht überall und nirgends automatisch einzulösen. Man wird immer weder zu wenig oder zu viel teilen, ohne daß dies schon eine Verfehlung genannt werden könnte. Die besondere »Art« ist gar nicht fraglos gegeben. Dies liegt nach Platon nicht bloß in der Unvollkommenheit unseres Erkenntnisvermögens, sondern hat seinen Grund in der Verfassung des Wirklichen selbst. Die »angemessene« Teilung entspricht einer Wirklichkeit, die nicht völlig fest liegt. Sie erfaßt das an ihr

Unterscheidbare, erschöpft aber nicht das in seiner Einheit unteilbare Wesen, das in seinem Maß selbst auf »Übermaß und Mangel« bezogen ist (vgl. aaO. 283 c) und darin bei aller Bestimmtheit immer auch ein Unbestimmtes und Unbestimmbares behält. Das Seiende hat als ein »Entstehendes« (aaO. 283 d) ein »Mehr und Weniger« an sich selbst, dazuhin aber notwendig ein Angemessenes als Mitte, ohne das jene Relativität unbestimmt bliebe und nicht als »Hervorragend oder Zurückbleiben« (aaO. 283 cd) erkannt werden könnte. Das qualitative Sosein des Wirklichen ist mit seinem »Teilhabe an Größe und Kleinheit« (aaO.) so unlösbar verbunden, daß beides nur durcheinander bestimmt werden kann.

Die dialektische Begriffsbildung in der »Teilung- nach Arten« muß diesem Charakter der Wirklichkeit selbst Rechnung tragen und kann nur von hierher richtig verstanden werden. Platon macht diese Zusammengehörigkeit explizit, indem er die im Philebos 23 b ff. eingeführte ontologische Prinzipienlehre im Politikos 283 b ff. ausdrücklich zur Begründung des dialektischen Verfahrens heranzieht. Wir müssen deshalb eine allgemeinere Überlegung zu dieser Problematik vorausschicken, um die hier gegebene Bestimmung des dialektischen Verfahrens verstehen zu können.